



Universität Potsdam

Elvira Grözinger

Tod eines Schriftstellers. Martin Walser und die Juden

first published in:

Frankfurter jüdische Nachrichten : Frankfurt, M. : Alter. - 106 (2002)

Postprint published at the Institutional Repository of the
Potsdam University:

In: Postprints der Universität Potsdam : Philosophische Reihe ; 1

<http://opus.kobv.de/ubp/volltexte/2007/1593/>

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-15935>

Postprints der Universität Potsdam
Philosophische Reihe ; 1

Tod eines Schriftstellers. Martin Walser und die Juden

von Elvira Grözinger

Vor und nach dem Erscheinen von Martin Walsers neuestem Buch *Tod eines Kritikers* warfen ihm einige Kritiker Antisemitismus vor. Ausgehend von dieser so kontrovers diskutierten Publikation, erinnerte ich mich an meine frühere Lektüre Walserscher Werke und an gewisse Stellen über Juden, die ich unterstrichen hatte. Manche dieser Stellen habe ich nun erneut angeschaut, denn, um es vorweg zu sagen, von Martin Walser habe ich etliche Bücher, nicht nur wegen meines vor langer Zeit absolvierten Germanistik-Studiums, gelesen. Ich besitze mehrere von ihm signierte Exemplare, worauf ich ziemlich stolz war, und seine Novelle „Ein fliehendes Pferd“ halte ich nach wie vor für ein Meisterstück deutscher Prosa. Doch seit einigen Jahren habe ich mit Dr. phil. Dr. h.c. mult. Martin Johannes Walser, Jahrgang 1927, und gerade 75 Jahre alt geworden, zunehmend Schwierigkeiten. Und das, obwohl er mit den meisten Literatur- und sonstigen Preisen, die Deutschland zu vergeben hat, bedacht worden ist, inklusive Großes Bundesverdienstkreuz, und im In- wie Ausland als einer der bedeutendsten Schriftsteller deutscher Sprache gilt.

Wegen dieser gewissen Stellen habe ich schon lange vor Walsers Rede in der Paulskirche im Jahre 1998 ein Unbehagen, eine Malaise, gespürt, deren Ursache ich nachgehen wollte, aber es bedurfte offenbar erst seines Auftritts als „Dialogpartner“ von Bundeskanzler Schröder am 8. Mai 2002, bei dem ich anwesend war, sowie des *Tod eines Kritikers*, um mir bewußt zu machen, woran das lag. Es waren Zwischentöne da, die ich damals schon zwar als störend empfand, aber auf die moralische Integrität einer solchen ‚Leuchtgestalt‘ vertrauend, lange nicht wahrhaben wollte, da nicht sein kann, was nicht sein darf... Obwohl Walser es schon damals vermied, klare Position gegen die von ihm angeführten antijüdischen Stereotypen zu beziehen, suchte ich Ironie und Distanzierung von den deutlich ausgesprochenen Vorurteilen gegen Juden in den sonst meist geschwätzigen und langatmigen Texten. Aber sie standen da, die tolerierten Sätze seiner literarischen Helden, obwohl sie meistens aus dem Handlungsrahmen heraus fielen und zur Handlung selbst wenig oder nichts beitrugen, wie in dem Roman *Seelenarbeit* von 1979:

„Die Hopfenjuden, die Fruchtjuden, die Obstjuden haben einen um Sack und Beudel gebracht in derselben Zeit.’ Allerdings sagte Vater dazu, daß es sich bei diesen die Ernte kaufenden Händlern nicht unbedingt um wirkliche Juden gehandelt haben müsse [...] Diese Händler hätten einem die Ernten genauso abgejudet wie früher die wirklichen Juden. Er glaubte, er sei verpflichtet, das zu sagen. Er wollte verhindern, daß seine Kinder mit Urteilen infiziert wären, die ihnen schaden konnten.“

Oder schon in dem Roman *Halbzeit* von 1960:

„Diese Hakennase hatte Onkel Gallus in den Jahren zwischen 33 und 45 zuweilen Schwierigkeiten bereitet, weil ganz ungebildete Parteigenossen ihm das als ein semitisches Beimengsel ankreideten. Man hat ihn damals oft und lange Beweise führen hören, daß er keine jener häßlich gebogenen Judennasen habe, sondern eine zackige, rein arische Hakennase.“

Dass die Juden angeblich mit Vorliebe Knoblauch essen, weiß sogar sein italienischer Marktschreier:

„[...] zuerst kommt der Knoblauch, den der Jud immer bei sich hat. Warum, meint ihr, ist der Jud so schlau? Weil er Knoblauch ißt, denn da drin sitzt die Glutaminsäure, von der das Gehirn lebt. Der Jud, der Zigeuner, der Balkanese, ja, die stinken, äußerlich

sind sie vielleicht dreckig, aber ihr, ihr seid innerlich dreckig, durch und durch verrottet...“

Die Erwähnungen von Juden sind häufig völlig unerwartet, sie überfallen den Leser und werden vom Autor nicht abgewiesen, obwohl sie verletzend, ja beleidigend sind. Sie deuten also früh auf ein Problem hin, das bei Walser nicht aufhört, auch nicht in seinem Roman *Das Schwanenhaus* von 1980:

„Und [Frau Reinhold] erzählte sofort, was ihr wegen ihres doch eher unbeträchtlichen Blonds vor fünfzehn und mehr Jahren in Boston passiert sei, weil sie eben keine Norwegerin, sondern so eine furchtbare Deutsche gewesen sei. Jüdische Taxichauffeure, jüdische Kürschner, jüdische Zahnärzte...oh je. Und sie müsse wohl, da sie jüdische Freunde auf mehreren Kontinenten habe, nicht extra betonen, daß sie diese Blondinengogrome nicht aus antisemitischen Motiven schildere.“ Usw. usw.

Walser wird, da mit Texten, vielleicht nicht gerade solchen, in Schulbüchern vertreten, zu Lebzeiten, als ein „moderner Klassiker deutscher Literatur“ betrachtet. Er wird auch zu den „Intellektuellen“ gezählt, da er öffentliche Ansprachen und Vorlesungen hält. Als Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels müßte Walser aber sich seiner Verantwortung für den Frieden in der Gesellschaft, nicht zuletzt für das deutsch-jüdische Verhältnis, bewußt sein, doch eben aus dieser scheint er sich seit einigen Jahren zu stehlen. Sind das die alten Erinnerungen und Reflexe aus der Zeit, als er noch Flakhelfer war? Dückt es Walser vielleicht, er befinde sich noch an der Front? Er kämpft nämlich an mehreren Fronten gleichzeitig – gegen die „Intellektuellen“, gegen die Medien („Literaturbetrieb“), gegen die „Literatur-Kritiker“ und schließlich gegen alle, die, wie er meint, gegen ihn sind.

Auf dem aktuellen Verlagsfoto scheint er, eine stattliche Figur, mit Hut, Schal und Regentmantel bewaffnet, Wind und Wetter trotzend, die deutsche Heimat gegen alle zu verteidigen, die sie bedrohen könnten. Statt der Wacht am Rhein, die Wacht am Bodensee. Ist ja auch ein Grenzgebiet, in dem er geboren ist und bis heute lebt. Bei Kriegsende, 1945, war Walser 18 Jahre alt. Die prägende Jugendzeit verbrachte er unter Hitler. Dann geriet er in amerikanische Gefangenschaft, kam zurück, machte Abitur und studierte. 1951 promovierte er über Franz Kafka. Beachtlich, ganze 6 Jahre nach Hitler und dessen Kampf gegen den „undeutschen Geist“! Damit kontert Walser seinen Kritikern, die ihm, spätestens seit seiner Dankesrede in der Frankfurter Paulskirche Antisemitismus vorwerfen: Jemand, der über Kafka promovierte, könne kein Antisemit sein. Und nachdem Walser 1953 Mitglied der „Gruppe 47“ wurde, in der Schriftsteller und Publizisten sich für ein neues, antifaschistisches und demokratisches Deutschland einsetzten, hatte man ihn auch im offiziellen Ostblock als engagierten Schriftsteller gefeiert, der die Deformierungen der [klein-]bürgerlichen Gesellschaft an den Pranger stellt. Dieses Image eines engagierten Linken haftete Walser noch an, als er sich längst in die andere Richtung entwickelte, beziehungsweise offen die Fronten wechselte.

1987, Mitten in der Perestrojka, erschien seine Novelle *Dorle und Wolf*. Ihr Held, der Spion Wolf Ziegler alias York, aus der DDR gebürtig, litt an der deutschen Teilung. Walser hatte ein neues Thema gefunden, gespeist wohl durch die Affäre um den DDR-Spion Guillaume, doch niemand scheint es gemerkt zu haben, denn erst im November 1988 erregte seine Rede zum Thema „das eigene Land: Deutschland“ und sein Bekenntnis, daß er – Walser – auch an der deutschen Teilung leide, großes Aufsehen. Zehn Jahre später, 1998, ging er übrigens in seiner Paulskirchenrede erneut darauf ein, indem er die „Instrumentalisierung von Auschwitz“ im Zusammenhang mit der „deutschen Teilung“ anführte: „Jemand findet die Art, wie wir die Folgen der deutschen Teilung überwinden wollen, nicht gut und sagt, so ermöglichten wir ein neues Auschwitz. Schon die Teilung selbst, solange sie dauerte, wurde von maßgeblichen Intellektuellen gerechtfertigt mit dem Hinweis auf Auschwitz.“ So erklärte Walser die Zusammenhänge seines großen Leidens, die bis dahin nicht beachtet wurden. Erst 1991, als Walser seinen Roman *Die Verteidigung der Kindheit* veröffentlichte, nahmen die Leser und wohl auch die Kritik das ihn – mindestens seit 1977, wie er in der Paulskirche erwähnte - so

fesselnde und öffentlich behandelte Thema der deutschen Einheit wahr, und daß bei ihm der Zweite Weltkrieg in direkter Beziehung zur deutschen Teilung stand und somit indirekt mit dem Thema „Juden“ verbunden war. Da wurde es zum ersten Mal deutlich, daß man Walser zwar feierte, ihn aber offensichtlich eben doch nicht genau las und ihm nicht zuhörte. Waren seine Bücher zu langweilig oder zu undeutlich?

Das muss auch Walser selbst gespürt und deshalb beschlossen haben, sich interessanter zu machen, denn 1996 kam sein Schlüsselroman *Finks Krieg* heraus, in dem es um eine reale Auseinandersetzung in der Hessischen Staatskanzlei, die so genannte Affäre Gauland, ging. Wenigstens die hessischen Leser konnten ihre Neugier befriedigen, doch, was Walser darin über die Juden und den verlorenen Zweiten Weltkrieg schrieb, ging wiederum ungelesen unter. Unverschlüsselt baute er um seinen Helden „Fink“, der für die Verbindungen zwischen der Staatskanzlei und den religiösen Gemeinschaften im Bundesland zuständig war und sich mit einem Nazi-Lieder singenden „stellvertretenden Vorsitzenden des Witiko-Bundes“ angelegt hatte, dessen jüdische Zeitgenossen ein, wie ein nach Israel emigriertes deutsch-jüdisches Ehepaar Tuchler oder die unter den eigenen Namen agierenden jüdischen Funktionäre Ignatz Bubis, Max Willner und Moritz Neumann. Die letztgenannten Vertreter der jüdischen Organisationen flattierten Fink so lange er in Amt und Würden war, standen auch zunächst auf Finks Seite, doch im Laufe seines juristischen „Kampfes“ gegen die Staatskanzlei rückten sie, so Walser, von ihm ab und bekamen die Züge von Opportunisten und Verrätern. Als Fink schließlich „siegt“ und „rehabilitiert“ wird, heißt es all zu deutlich im Anruf von Finks Frau: „Und Herr Moritz Neumann von der Jüdischen Gemeinde habe angerufen und gesagt: Sagen Sie Ihrem Mann, ich lasse fragen, wann wir jetzt endlich essen gehen!“

In einem eigenen Kapitel des Buches geht es um „Finks“ Verhältnis zum Zweiten Weltkrieg und dem heutigen Deutschland, wobei man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß hier zuweilen Walsers alter ego spricht:

„Krieg und Kriegsende, und die Art, wie mein Vater aus dem verlorenen Krieg zurück kam und wie wir diesen Krieg seitdem immer aufs neue und immer noch furchtbarer verlieren, seien, glaube ich, bestimmend geworden dafür, wie ich auf Reize reagiere.“

Fink selbst, tuberkulosekrank, ging in den 50er Jahren gegen den Willen seines Vaters

„nach Tel-Aviv, um dort bei Dr. Tuchler Rechtsanwalt zu lernen (Jetzt gehst du zu den Feinden, sagte der Vater bei der Verabschiedung auf dem Bahnhof, und meinte das, glaube ich, nicht antisemitisch, er meinte, glaube ich, daß wir uns die Juden zu Feinden gemacht hätten), erst da ahnte ich, erfuhr ich, merkte ich, daß auch ich selber reagieren konnte [...].“

Und der, nun auch von den Juden enttäuschte Fink, sinnierte unter der Last einer, dem deutschen Volke durch Hitler in der Tat eingeredeten, doch eingebildeten kollektiven deutschen Niederlage, weiter:

„Den Sieger gibt es immer nur in der Einzahl. Es siegt immer nur EIN Land oder eine Nation oder eine Rasse oder eine Idee oder eine Kultur. Wer siegt, schreibt die Geschichte [...] Das heißt, der Verlierer hat keine Würde [...] Deshalb muss man siegen. Siegt man nicht, ist alles, was man ist und macht und schafft, Scheiße, hat keinen Wert. Oder eben nur den Wert, den der Sieger einräumt, zuteilt, gestattet. In den Jahrzehnten nach 1945 verlor der deutsche Soldat diesen Krieg zum zweiten, dritten, vierten...Mal. Und er hört nicht auf, ihn zu verlieren [...] Die deutschen Soldaten mussten diesen Krieg für einen Krieg halten wie den davor und den davor und den davor. Aber als er verloren war, war man nicht nur Soldat einer Armee gewesen, die einen Krieg

verloren hatte, sondern Mitglied einer Verbrecherbande und insofern auch ein Verbrecher. Auch wenn man nichts getan hatte als die schaurige Pflicht, die die Gegnersoldaten auch getan hatten [...] Der Frieden, den man uns geschenkt hat, ist faul. Er stinkt. Es genügen Scheußlichkeiten, wie sie heute überall passieren, und wir sind wieder im schrecklichsten Verdacht [...] Das heißt, wir bleiben in der Scheiße. Prinzipiell. Die deutsche Geschichte ist aus der Hitlerscheiße nicht herausgekommen, sondern die Hitlerscheiße wird so am Kochen gehalten, daß wir jederzeit mit ihr eingedeckt werden können. Rette sich, wer kann [...].“

Die Ausstellung zu den Verbrechen der Wehrmacht hätte ihn eines besseren belehren können... Nun aber war Walser bei dem Thema angelangt, das ihm anscheinend noch stärker auf den Nägeln gebrannt hatte und konnte nicht gebremst werden. Jetzt durfte alles gesagt werden, auch die Fäkalienvokabeln, wie bei einem Kind in der Trotzphase. Aber noch immer hörte ihm keiner zu, stattdessen häuften sich die Auszeichnungen weiter. Ein Jahr später, 1997, feierte er seinen 70. Geburtstag, der Suhrkamp Verlag brachte für seinen Autor eine große Werksausgabe in 12 Bänden als Geschenk heraus und 1998 erhielt er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Walser durfte nun eine international beachtete Rede halten und man würde ihm endlich zuhören!

Und so sprach Walser am 11. Oktober 1998 in seiner Rede die bekannten Sätze aus, die ihm zwar von Ignatz Bubis den Vorwurf, er sei „ein geistiger Brandstifter“ eintrugen, von allen anderen 1200 Anwesenden aber mit standing ovations bedacht wurden. Wer hat hier nicht zugehört? Ist man dem Suggestivton von Walser erlegen oder formulierte er, was man selber dachte? Walser hatte gesagt:

„Ich verschließe mich Übeln, an deren Behebung ich nicht mitwirken kann. Ich habe lernen müssen, wegzuschauen [...] Unerträgliches muss ich nicht ertragen können. Auch im Wegdenken bin ich geübt. Ich käme ohne Wegschauen und Wegdenken nicht durch den Tag und schon gar nicht durch die Nacht.“

Hier kann man ihm durchaus folgen, auch die überlebenden Opfer des Nationalsozialismus haben ja lernen müssen, Wegzudenken, um weiterleben zu können. Nur sagt Walser aber den folgenden Satz: „Ich bin auch nicht der Ansicht, daß alles gesühnt werden muss. In einer Welt, in der alles gesühnt werden müßte, könnte ich nicht leben.“ Die „Gewissensproblematik dieser Epoche“, die mit dem Massenmord an den Juden Europas zusammenhängt, bezeichnet er zynischer Weise als „nicht delegierbar“ und konstruiert: „In jeder Epoche gibt es Themen, Probleme, die unbestreitbar die Gewissensthemen der Epoche sind. Oder dazu gemacht werden.“

In dieser Rede, in der er gegen angebliche linksliberale „Intellektuelle“ polemisiert, die „Hüter oder Treuhänder des Gewissens“: „Ich werde andauernd Zeuge des moralisch-politischen Auftritts dieses oder jenes schätzenswerten Intellektuellen und habe selber schon, von unangenehmen Aktualitäten provoziert, derartige Auftritte nicht vermeiden können.“ Doch damit ist jetzt Schluß, denn, so Walser: „Die, die mit solchen Sätzen auftreten, wollen uns weh tun, weil sie finden, wir haben das verdient. Wahrscheinlich wollen sie auch sich selber verletzen. Aber uns auch. Alle. Eine Einschränkung: Alle Deutschen.“ Und deshalb kommt Walser, dem niemand eine persönliche Schuld an irgendetwas gegeben hat, was im Dritten Reich passierte, der aber anscheinend mit einem imaginären Kollektivschuldkomplex beladen zu sein scheint, auf Auschwitz zu sprechen. Es ist nicht irgendein erdichteter Romanheld, sondern der Autor Walser höchst persönlich, der Folgendes klar und vernehmlich sagt:

„Jeder kennt unsere geschichtliche Last, die unvergängliche Schande, kein Tag, an dem sie uns nicht vorgehalten wird [...] Ich habe es nie für möglich gehalten, die Seite

der Beschuldigten zu verlassen. Manchmal, wenn ich nirgends mehr hinschauen kann, ohne von einer Beschuldigung attackiert zu werden, muss ich mir zu meiner Entlastung einreden, in den Medien sei auch eine Routine des Beschuldigen entstanden [...] Kein ernstzunehmender Mensch leugnet Auschwitz; keine noch zurechnungsfähiger Mensch deutelt an der Grauenhaftigkeit von Auschwitz herum; wenn mir aber jeden Tag in den Medien diese Vergangenheit vorgehalten wird, merke ich, daß sich in mir etwas gegen diese Dauerpräsentation unserer Schande wehrt. Anstatt dankbar zu sein für die unaufhörliche Präsentation unserer Schande, fange ich an wegzuschauen. Wenn ich merke, daß sich in mir etwas dagegen wehrt, versuche ich, die Vorhaltung unserer Schande auf Motive hin abzuhören und bin fast froh, wenn ich glaube, entdecken zu können, daß öfter nicht mehr das Gedenken, das Nichtvergessen das Motiv ist, sondern die Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken. Immer guten Zwecken, ehrenwerten. Aber doch Instrumentalisierung.“

Unangemessen ist das Mindeste, was zu Walsers folgendem Vergleich zwischen Auschwitz und der Guillotine und seinem Plädoyer für die „Ästhetik“ einfällt. Im Angesicht von Auschwitz ausgerechnet von Ästhetik zu sprechen, ist sicherlich verwegen, aber das ist gerade die Absicht. In der Paulskirche beschwerte sich Walser darüber, daß man ihm im Zusammenhang mit seiner Darstellung des Schicksals einer deutsch-jüdischen Familie die Verharmlosung von Auschwitz vorgeworfen hatte:

„Verharmlosung von Auschwitz. Da ist nur noch ein kleiner Schritt zur sogenannten Auschwitzlüge. Ein smarterer Intellektueller hißt im Fernsehen in seinem Gesicht seinen Ernst, der in diesem Gesicht wirkt wie eine Fremdsprache, wenn er der Welt als schweres Versagen des Autors mitteilt, daß in des Autors Buch Auschwitz nicht vorkomme. Nie etwas gehört vom Urgesetz des Erzählens: der Perspektivität. Aber selbst wenn, Zeitgeist geht vor Ästhetik. Bevor man das alles als Rüge des eigenen Gewissensmangels einsteckt, möchte man zurückfragen, warum, zum Beispiel, in Goethes ‚Wilhelm Meister‘, der ja erst 1795 zu erscheinen beginnt, die Guillotine nicht vorkommt. Und mir drängt sich, wenn ich mich so moralisch-politisch gerügt sehe, eine Erinnerung auf. Im Jahr 1977 habe ich nicht weit von hier, in Bergen-Enkheim, eine Rede halten müssen und habe die Gelegenheit damals dazu benutzt, folgendes Geständnis zu machen: ‚Ich halte es für unerträglich, die deutsche Geschichte – so schlimm sie zuletzt verlief – in einem Katastrophenprodukt enden zu lassen.‘ Und: ‚Wir dürften, sage ich vor Kühnheit zitternd, die BRD so wenig anerkennen wie die DDR. Wir müssen die Wunde namens Deutschland offenhalten.‘ Das fällt mir ein, weil ich jetzt wieder vor Kühnheit zittere, wenn ich sage: Auschwitz eignet sich nicht dafür, Drohroutine zu werden, jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralkeule oder auch nur Pflichtübung. Was durch Ritualisierung zustande kommt, ist von der Qualität des Lippengebets. Aber in welchem Verdacht gerät man, wenn man sagt, die deutschen seien jetzt ein ganz normales Volk, eine ganz gewöhnliche Gesellschaft?“

Wer instrumentalisiert wen, und zu welchen Zwecken, und was eine „Kühnheit“ sein soll, wird nicht ausgesprochen. Diese, bloß angedeutete, Infamie ist nicht gerichtsrelevant. Dass junge Neo-Nazis Solches wiederholen, wie neulich in einem 3 Sat-Bericht gezeigt, daran sei er nicht schuld. Derjenige, die so etwas auf diese Weise sagt, kann zu seinen Gunsten behaupten, er sei mißverstanden worden, und das tut er auch. Ebenfalls beschwert sich dieser, sich als verfolgte Unschuld betrachtend, schon früher das Gleiche gesagt zu haben, ohne dafür an den Pranger gestellt worden zu sein. Bei Walser ist dies in der Tat wahr, er hatte das alles

schon früher behauptet, aber leider hörte ihm früher wieder einmal keiner aufmerksam zu und keiner las seine Texte so genau.

Im Jahre 1996 erschien Martin Walsers Rede *Das Prinzip Gerechtigkeit. Laudatio auf Victor Klemperer*. Darin stehen sorgenvolle Sätze wie diese:

„Wer die Klemperersche Schule der Genauigkeit durchläuft, wird Mitleid haben mit denen, die es sich zur Lebensaufgabe machen, den Opfern des NS-Terrors ein sichtbares Denkmal zu setzen [...] ‚Kranzabwurfstellen‘ hat die scharfsichtige Beobachterin Jane Kramer [war es nicht Henryk M. Broder?, A. d. V.] diese geplanten monströsen Hauptstadtmonumente genannt. Abgesehen davon, dieser Versuch, das Hinschauen, das Bemerken, das Darandenken durch Monumentalität zu erreichen, kann auch einen Wegschauzwang bewirken; in Jugendlichen, die sich herostratisch tummeln wollen, auch Schlimmeres. Womit dann fort und fort dafür gesorgt wäre, daß Deutschland aus den schlimmsten Nachrichten nicht mehr herauskäme.“

In der Paulskirche kam Walser auch darauf zurück: „In der Diskussion um das Holocaustdenkmal in Berlin kann die Nachwelt einmal nachlesen, was Leute anrichteten, die sich für das Gewissen von anderen verantwortlich fühlten. Die Betonierung des Zentrums der Hauptstadt mit einem fußballgroßen Alptraum. Die Monumentalisierung der Schande.“ Auschwitz bedeutet für Walser deutsche Schande und sonst gar nichts. Das wird als der erste Schritt der psychologischen Täter-Opfer-Umkehr gedeutet, die als antisemitisch gilt. Ignatz Bubis zu täuschen, gelang ihm nicht, aber die meisten anderen.

Die Reaktionen auf die so genannte „Bubis-Walser-Debatte“ waren gespalten. Viele Nichtjuden reagierten positiv bis verhalten, wenn nicht verständnisvoll, wie oder Rudolf Augstein, der meinte: „Was Walser im Oktober sagte, mag er bei falscher Gelegenheit gesagt haben, es bleibt trotzdem richtig.“ Die meisten Juden waren hingegen insgesamt besorgter, wenn auch nicht ausschließlich verdammend: Marcel Reich-Ranicki meinte nur, Walser habe „als Redner versagt und auch als Literat“: „Ich sehe in seiner Rede keinen einzigen wirklich empörenden Gedanken. Aber es wimmelt in ihr von unklaren und vagen Darlegungen.“; Elie Wiesel und Salomon Korn befürchteten, daß Walsers Rede „eine Tür geöffnet“ habe, „die völlig andere politische Absichten verfolgen und auf ganz andere Weise gefährlich sind. Korn meinte: „Bubis hat begriffen, daß Walser eine Schneise in einen bisher tabuisierten Bereich geschlagen hat“. Wenn wir die „Möller-Debatte“ betrachten, so hatte Ignatz Bubis, seligen Angedenkens, völlig Recht. Der damalige israelische Botschafter Avi Primor wollte von Walser eine Klärung, doch Walser antwortet ihm auf seine Weise und dreht den Spieß um: „Ignatz Bubis drückt sich nach wie vor so maßlos aus, daß ich keine Möglichkeit sehe, seine absurden Behauptungen durch eine ‚öffentliche Klarstellung‘ in den Bereich der gesitteten Rede zurückzubringen.“ Und er beruft sich auf Reich-Ranicki [sic!]: „[...] mir latenten Antisemitismus vorzuwerfen hat Reich-Ranicki als den ‚größtem Unsinn‘ bezeichnet, der Ignatz Bubis seit lange, unterlaufen sei.“ Auch Rafael Seligmann und Salomon Korn führt er in seine Argumentation als seine angeblichen Gewährsleute ein.

Trotz seines geistigen salto mortale wurde Walser, ungeachtet zahlreicher öffentlicher Proteste, von Franz Müntefering eingeladen, ausgerechnet am 8. Mai 2002 eine Rede zu halten und mit dem sozialdemokratischen Kanzler zu diskutieren – etwa als Gegenrede zur legendären Ansprache von Richard von Weizsäcker? Ein Indiz für den „neuen deutschen Weg“, der eingeschlagen werden sollte, um die Wähler am rechten Rand zu gewinnen? Walser legte in einer kurzen Ansprache sein „Gefühl“ für die Geschichte dar und führte einige seiner Lieblingsthesen an, die er schon in der Paulskirche erwähnte. Wiederum musste Salomon Korn herhalten, dem Walser die Formulierungen „Jargon der Betroffenheit“ oder „Praktiker des Lippengebets“ verdankte. Für ihn sei der 9. November 1989 „der glücklichste Moment der deutschen Geschichte“ und zu den schlimmsten zählte Walser, Golo Mann zitierend, den Ersten Welt-

krieg als die „Mutterkatastrophe des Jahrhunderts“, denn ohne Versailles gäbe es keinen Hitler und somit kein Auschwitz. Indirekt könnte man verstehen, die Siegermächte des Ersten Weltkriegs seien für Auschwitz verantwortlich, nicht die Verlierer, sprich die Deutschen. Dafür erntete er vom Kanzler Widerspruch, der ihm „monokausales Denken“ vorwarf. Doch auch hier konnte Walser sehen, wie unaufmerksam er, wenn überhaupt, gelesen worden ist, denn diese Thesen standen auch schon in seiner Laudatio auf Klemperer, die er 1995, also sieben Jahr zuvor, gehalten hatte. Dort heißt es:

„Victor Klemperer erwähnt einmal eine Hitlerrede, in der Hitler gesagt habe, ohne 1918 hätte er 1933 nicht geschafft. Klemperer fand das wohl auch. Golo Mann hatte den Ersten Weltkrieg die ‚Mutterkatastrophe‘ genannt. Ohne diese Katastrophe hätte die noch schlimmere zweite nicht stattgefunden. Hätte das deutsch-jüdische Zusammenleben unter zivilen und zivilisatorisch normal sich weiter entwickelnden Verhältnissen zu nichts als zur schlimmsten Katastrophe führen müssen? Ganz sicher nicht [...sic!] Wer alles als einen Weg sieht, der nur in Auschwitz enden konnte, der macht aus dem deutsch-jüdischen Verhältnis eine Schicksalskatastrophe unter gar allen Umständen. Das kommt mir absurd vor. Abgesehen davon, daß es dann kein deutsch-jüdisches Gedeihen in Gegenwart und Zukunft gäbe. Dem widerspricht aber schon die Einwanderungsstatistik. Deutschland ist. Auch wenn das die Verklärer des häßlichen Deutschen nicht wahrhaben, ein Einwanderungsland, auch für Juden.“

Seinem Literaturkritiker André Ehrl-König, der schlecht gelungenen Karikatur von Marcel Reich-Ranicki (nicht Parodie, wie es manche Rezensenten milde bezeichnen, da geist- und humorlos) wirft Walser in einem weiteren angeblichen „Schlüsselroman“, dem neuesten *Tod eines Kritikers*^{*}, prompt vor, „in unser Land“ eingewandert zu sein: „Als Ehrl-König vor drei Jahrzehnten als ein Monsieur Nichts aus Lothringen in unser Land wechselte, weil, ihm der Sprung nach Paris schwieriger vorkam als der nach Frankfurt –Hamburg-München [...]“. Aber Walser, der das Loblied der deutsch-jüdischen Symbiose singt und deutsche Juden, wie sein Lobesobjekt Viktor Klemperer, die getauft, assimiliert, antizionistisch und nicht aus Osteuropa stammend, durchaus mag, müßte eigentlich auch den Juden Ehrl-König gern haben, denn dieser soll ja aus einer westeuropäischen Stadt gebürtig sein: „Seine runden Geburtstage wurden ja immer fünfmal gefeiert. In Brüssel, in Bonn, in Berlin, stellvertretend für das ehemalige Breslau, in Wien und im Fernsehen. Ehrl-König sagte immer, er füge sich dem ihm Ange-dichteten. Vier Städte stritten sich darum, seine Geburtsstadt zu sein.“ In seiner böartigen Collage hat Walser, meines Erachtens der Figur von Marcel Reich-Ranicki und dessen Frau auch einige Züge von Ida und Ignatz Bubis verliehen, der ja kurz vor seinem Tod sein Widersacher wurde. Bubis wurde in Breslau geboren, seine Frau, wie die Frau von Reich-Ranicki, auch eine Überlebende der Shoah, diesmal eines Konzentrationslagers, kam nach Deutschland aus Paris. Daß Walser in seinen Attacken nicht zimperlich ist, vermengte er einige biographische Züge der beiden ihm verhaßten „Ostjuden“. Einen der unzähligen Gipfel der Geschmacklosigkeit in diesem Buch bildet jedoch seine Insinuation der Kollaboration der Juden mit den Nazis im besetzten Frankreich:

„Ehrl-König war politisch überhaupt nie faßbar. Dass der Vater der Madame zuerst Privatsekretär Pétains und dann Geheimdienstchef des Vichy-Régimes gewesen sein soll, kann genau in den Strauß der Gerüchte gehören wie das Gruselfaktum, Ehrl-König habe, um zu überleben, selber der Sureté zugearbeitet. Und: er habe zur Résistance gehört.“

Nach dem Eklat mit dem abgelehnten Vorabdruck in der FAZ kennen alle zumindest den Inhalt von Walsers neuestem Roman, der zwar jetzt Bestseller ist, aber ob er wirklich gelesen

wird, ist mehr als zu bezweifeln. Lesenswert ist er nicht. Es sind darin die meisten schlechten Schlüsselworte, Versatzstücke, Manierismen und Unarten Walserscher Prosa zu finden: seitenlange Suada, Intellektuellenbeschimpfung (u.a. „Chorknaben des Feuilletons“, „Die Intellektuellen huren heute mit der Öffentlichkeit genau so wie vorher mit Gott“), Medienschelte („Saisontheema“), Hitler-Reminiszenzen (das wohl nachträglich abgemilderte „Ab heute acht Null Uhr wird zurückgeschlagen“, „Stalin, Hitler, man kann die Namen nicht eng genug zusammen nennen“ u. a.), Selbstmitleid, wie in *Finks Krieg*, (als „Besiegter“ oder „Verfolgter“, „deutsche Niederlage“, „Macht“), Fäkaliensprache („Scheiße“), unappetitliche Anspielungen auf Sexualität (u.a. „Ehrl-Königs sexuelle Delikatesse, Schwangere bis zum dritten Monat“) usw., die keineswegs zur Verbesserung der Qualität dieses Buches beitragen, im Gegenteil. Die Letztere trug Walser den Vorwurf ein, ein „dirty old man“ zu sein, aber nein, das war er schon in jüngeren Jahren, nur – und da wiederhole ich mich notwendigerweise – wurde er eben nicht gelesen. So heißt es z. B. in seinem Roman von 1973 *Der Sturz*, als Walser erst 46 Jahre alt war: „Offenbar war er ein schrecklicher Kenner. Er teilte die Frauen ein, nach der Art, wie sie dabei schwitzten. Eine, die überhaupt nicht schwitzte, taugte auch nichts, und je deutliche der Schweiß nach Urin rieche, desto besser sei die Frau.“ Und 1979, mit 52 Jahren, also im besten Midlife-Crisis-Alter, wagte er sogar Pornographisches:

„Dann verstummte sie und widmete sich ganz dem Geschlechtsverkehr. In der Rolle einer Reiterin [...] Also deinem Namenspatron schlägst du nicht nach, sagte Xaver bewundernd. Habe sie auch nicht vor, sagte die Reiterin schnaufend, griff sich zweidreimal zwischen ihre Beine und schmierte sich ein mit dem, was sie da aus sich heraus- und heraufholte. Wie in eine große Dose griff sie in sich hinein und fand genug, um sich Brüste und Bauch und Schenkel im Handumdrehen zu salben.“

Walser versuchte offenbar, die Leser durch solche Zeilen zu gewinnen und zu schockieren, doch sie verhallten anscheinend ohne Echo. Klappentexte sind verräterisch. Im Klappentext von *Der Sturz* hieß es: „Konsequent und unerbittlich zieht der Roman *Der Sturz* die Summe von Kristleins Leben in unserer Zeit. In ihm endet die Biographie eines Mannes, der an der vorgegebenen Ordnung der Gesellschaft scheitert.“ Mir kommt es vor, als würden wir den gleichen Prozess beim Schriftsteller Martin Walser beobachten, insbesondere seinen literarischen Untergang im *Tod eines Kritikers*.

Dieses Buch ist, abgesehen von den im Zusammenhang mit der Zeitungs-Debatte, hervorgehobenen Textstellen, die ihm den Vorwurf des Antisemitismus einbrachten, und die Walsers Niedergang am deutlichsten dokumentieren, langweilig, kaum lesbar, von einer nicht gerade originellen Handlung, die auch schon vom *Flihenden Pferd* abgesehen wurde: Ein Mann verschwindet, wird für tot gehalten, und die Zeitgenossen zerreißen sich über ihn das Maul, bis der Totgeglaubte wieder auftaucht. Über die Juden äußert sich Walser auf diese Weise, wie wir gesehen haben, hier nicht zum ersten Mal. Daß man das früher nicht bemerkt hatte, verwundert, es sei denn, solche Stellen wurden überlesen. Walser greift auch hier wiederum immer wieder auf negative Stereotypen zurück (z. B. „Der Vater, auch der Stimme, Bankier in Nancy, schon lange tot, aber eben eine schauerhafte Gestalt, klein, dicklich, große rote Ohren, die Mutter hat er, als sie siebzehn war, geschwängert [...]“). *Stürmer*, déjà vu.

Bedauerlicherweise entfernte sich Walser im Lauf der Jahre von seinem Vorbild Kafka erheblich. Über „Selbstbewußtsein und Ironie“ dozierte Walser 1980 im Rahmen der Poetikvorlesungen an der Universität Frankfurt am Main, doch die Letztere scheint ihm inzwischen auch abhanden gekommen zu sein. Zunehmend macht sich bei ihm jedoch bemerkbar, was er selbst in seinem Roman *Die Gallistl'sche Krankheit* von 1972 diagnostizierte: „Es ist die Krankheit, die durch den Zwang entsteht, mehr leisten zu müssen, als man kann.“ Dort sagt der Held: „Ich weiß jetzt so ziemlich, was gewünscht wird. Aber ich weiß auch, daß man es von mir nicht will. Es gibt genügend, die das liefern, was gewünscht wird. Ich komme dafür nicht in

Frage.“ Wenn ein Autor diese Krankheit nicht besiegt, kann er ihr bald erliegen, es droht: Der Tod eines Schriftstellers.

*Martin Walser, *Tod eines Kritikers*. Roman, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002, 219 Seiten.

In: Frankfurter Jüdische Nachrichten, September 2002.